

# Bon Appétit

*Zu Tisch bitten Doris Dörrie,  
Sy Montgomery, Hugo Loetscher u. v. a.*

Ausgewählt von  
Shelagh Armit und Marie Hesse

Diogenes

Covermotiv: Illustration von Jean-Jacques Sempé  
Copyright © Jean-Jacques Sempé  
Nachweis am Schluss des Bandes

Originalausgabe  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2021  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
100/21/36/1  
ISBN 978 3 257 24604 9

## Inhalt

- MFK Fisher  
*Das perfekte Dinner* 7
- Robert Walser  
*Dinerabend* 17
- Hansjörg Schneider  
*Gefüllter Kabis* 21
- Horst Evers  
*Die Chicorée-Salami* 30
- W. Somerset Maugham  
*Der Lunch* 37
- Doris Dörrie  
ORYOKI 44
- Anton Čechov  
*Die Köchin heiratet* 50
- Banana Yoshimoto  
*Das Geisterhaus* 58
- Roald Dahl  
*Geschmack* 115

Julia Franck  
*Schmeckt es euch nicht?* 137

Alice Vollenweider, Hugo  
Loetscher  
*In vino veritas* 152

T. Coraghessan Boyle  
*Erbärmlicher Fugu* 162

Sy Montgomery  
*Der Schweinepalast* 189

Madeleine Thien  
*Einfache Rezepte* 206

Anne Reinecke  
*Gulasch* 223

Anthony Bourdain  
*Essen ist gut* 228

*Nachweis* 242

SY MONTGOMERY

## Der Schweinepalast

**N**och ehe der erste Sommer zu Ende ging, wurde unser Leben eindeutig eberzentrisch. Wir verbrachten viel Zeit mit Christopher. Morgens fütterte ich ihn vor dem Frühstück. Es war die beste Art, den Tag zu beginnen. Er freute sich über alles, was ich ihm brachte: Trockenfutter, altbackene Muffins, Bananenschalen. Es machte mir Freude, ihm beim Essen zuzusehen. Ein paar Minuten lang hörte ich seinem Schmatzen zu, und es war wie Musik. Dann ging ich in die Küche und machte uns Frühstück. Dann brachte ich ihn zum Schweineplateau. Am Anfang konnte ich ihn noch tragen, später führte ich ihn am Halsgurt. Während Howard und ich am Schreibtisch arbeiteten, wühlte Chris in der Erde, graste, schlief oder suhlte sich – und wartete auf unsere Rückkehr. Vielleicht plante er auch einen weiteren Ausbruch.

Wie oft es während unseres Arbeitstages zu einer Interaktion mit Christopher kam, hing meist nicht von uns ab. Wenn er ausbrach und seinen ständig wachsenden Freundeskreis besuchte, konnte es eine Stunde oder länger dauern, bis wir ihn wieder eingefangen hatten. Das war natürlich sehr störend, aber die Erleichterung, wenn er wieder zu Hause war, und unsere Dankbarkeit gegenüber den Nachbarn, die uns geholfen hatten, wogen den Ärger wieder auf.

Aber auch wenn er nicht weglief, wurde unser Tageslauf zunehmend von den Bedürfnissen unseres Schweins bestimmt. Wenn ihm das Wetter nicht zusagte – Christopher stand zum Beispiel nicht gern im Regen –, dann rief er uns mit lautem Quicken herbei, damit wir ihn zurück in den Stall brachten. Und wir ließen natürlich alles stehen und liegen, um ihn vor dem Regen zu retten.

Wir sahen praktisch jede Stunde einmal nach ihm. Kriegte er zu viel Sonne? Ein Schwein kann genauso einen Sonnenbrand kriegen wie ein Mensch. Hatte er sein Seil um den Baum gewickelt? Brauchte er etwas zu trinken? Musste er gestreichelt werden? Manchmal führten diese Besuche zu längeren Schmuse-Sessions, ob es nötig war oder nicht. Bald hatten unsere Schritte einen Fußpfad im Gras hinterlassen: von der Hintertür zur Scheune und von der Scheune zum Schweineplateau.

Ein neues Familienmitglied verändert natürlich immer das Leben. Es bedarf der Fütterung und Reinigung, der Liebe und Zuwendung. Aber da unser Neuankömmling ein Schwein war, gingen die Veränderungen sehr in die Tiefe – denn seine Bedürfnisse wuchsen noch schneller als sein Gewicht. Und der Freundeskreis, der uns unterstützte, wuchs fast noch schneller.

Im Herbst seines ersten Lebensjahres wurde ganz offensichtlich, dass Christopher aus seinem provisorischen Versteck in der Scheune nicht nur entkommen konnte, sondern dass er ihn vollständig zerstören würde, wenn er das wollte. Im Sommer hatten wir zu unserem Schrecken beobachtet, wie er durch das Holzgitter unter unserer Ve-

randa marschierte, als wäre es gar nicht vorhanden. Wir und unsere Untermieter sammelten dort unseren Müll, ehe er sonntags zum Müllplatz gefahren wurde, und Christopher hatte im Abfall etwas gerochen, was ihm wohl besonders appetitlich erschien. Zu unserem Entsetzen handelte es sich ausgerechnet um die Verpackung des Frühstücksspecks, den unsere Untermieter am Morgen verzehrt hatten.

Howard wusste zwar, was zu tun war, aber die Größenordnung des Projekts und meine notorische Ungeschicklichkeit im Umgang mit Elektrowerkzeugen machten den Einsatz von Fachleuten notwendig.

Also engagierten wir einen pensionierten Flugzeugingenieur: Howards Vater, der jahrelang für Sperry-Rand gearbeitet hatte. Er kam von Long Island heraufgefahren. Seinem Rabbi erzählte er vorsichtshalber nichts von dem, was er vorhatte: Er wollte seinem Sohn helfen, einen Schweinepalast zu errichten.

Ich war mir nicht sicher, was Howards Eltern über Christopher dachten. Sie waren schließlich praktizierende Juden, orthodox genug, um getrenntes Geschirr und Besteck für Milch und Fleisch zu benutzen. Es war schon schlimm genug, dass ihre Schwiegertochter eine Schickse war. Und jetzt noch ein Schwein als Familienmitglied?

Zu meiner Erleichterung stellte Chris kein Problem für sie dar. »Bloß essen dürft ihr ihn nicht«, sagte mein Schwiegervater. Was Schweine betraf, befand ich mich im Einklang mit den jüdischen Speisevorschriften.

Bevor seine Eltern im Rahmen der Operation *Pig Palace* zu uns kamen, durchsuchten Howard und ich die Scheune nach Brettern, Pfosten und Eisenwaren. Es gab viele

brauchbare Dinge, aber sie auszugraben war nicht immer leicht. Einmal verfitzten wir uns stundenlang in einem Dickicht aus bunten Elektrokabeln, während Christopher verzweifelt quiekte, weil er sich vernachlässigt fühlte.

Tatsächlich protestierte unser Schwein in den nächsten vier Tagen sehr viel.

Vernünftigerweise bauten Howard und sein Vater den neuen Verschlag genau dort, wo der alte gewesen war – was natürlich bedeutete, dass Christopher zeitweise ausquartiert werden musste. Normalerweise wäre er auf dem Schweineplateau ganz zufrieden gewesen. Aber obwohl er von dort aus nicht in die Scheune hineinsehen konnte, spürte er offensichtlich, dass etwas vorging. Der Geruchssinn der Schweine ist so hoch entwickelt, dass ein Ferkel nicht nur seine Mutter damit erkennt, sondern auch den Geruch der spezifischen Zitze, die seine private Nahrungsquelle ist. Forscher haben herausgefunden, dass Schweine Plastikspielkarten, die sie einmal beschnuppert haben, auch Tage später noch wiedererkennen, sogar wenn die Karten abgespült worden sind. Auch das Gehör der Schweine ist ausgezeichnet. Ihr Frequenzbereich ist zumindest am oberen Ende größer als der des Menschen, und am unteren Ende wahrscheinlich auch. In der Tat bewegten sich Christophers große, haarige Ohren wie Radarantennen. Ständig schien er Geräusche zu orten und zu verfolgen. Deshalb war es ihm wohl nicht entgangen, dass da ein übles Spiel gespielt wurde: In seiner Wohnung passierte etwas, und er war nicht dabei, um die Dinge zu überwachen.

Für Howard und mich war die Bedeutung von Christo-



phers Protesten vollkommen klar: »He, he, he! Das ist mein Stall! Was macht ihr da drin? He!«

Howard und sein Vater arbeiteten volle neun Stunden täglich. Sie errichteten Wände aus massivem Bauholz und isolierten sie weitaus besser als unser eigenes Haus. Anstelle der alten Palette wurde eine Vordertür eingesetzt, die sich an kräftigen Scharnieren bewegte. Außerdem wurde elektrisches Licht eingebaut. Meine Schwiegermutter und ich versteckten uns währenddessen im Haus. Unter dem Vorwand, wir müssten kochen, versuchten wir zu verhindern, dass die Männer uns in ihre Tätigkeit einbezogen. Wir hatten keine Lust, irgendwelche schweren, splittrigen Gegenstände *genau zwei Zentimeter* über den Boden zu halten und unbeweglich darauf zu warten, bis die Männer einen Nagel hineinschlugen. Trotzdem wussten wir, dass die Bauarbeiten genau überwacht wurden. Unser Schwein schimpfte zwar nur von weitem, aber dafür wurde jede Bewegung der beiden Männer von sechzehn orangefarbenen Augen verfolgt, die unseren acht hübschen Hennen gehörten.

Das waren die *Ladies*. Gretchen hatte uns die Hühner zum Einzug geschenkt. Sie sahen aus wie ein Schwarm fröhlicher Nonnen, denn ihr glänzendes Gefieder war strahlend schwarz. Allerdings haben Nonnen wohl nur in den seltensten Fällen schuppige gelbe Füße, orangefarbene Augen und grellrote Kämmen. Mit Präzision und Fleiß pickten die Ladies rund um die Scheune Käfer und Sämereien vom Boden und klauten Christopher auch schon mal etwas aus seinem Trog, wenn er gerade nicht hinsah. Dafür leisteten sie ihm aber auch zuverlässig Gesellschaft, wenn Ho-

ward und ich schreiben mussten. Vom Herbst an lieferten uns die Hühner achtzig köstliche braune Eier pro Woche. Aber am nettesten fanden wir die Art und Weise, wie sie uns begrüßten.

»*Kennen* die dich?«, fragte Howards Vater erstaunt, als er die Ladies zum ersten Mal in Aktion sah. »Ich hätte gar nicht gedacht, dass Hühner so klug sind.« Meine Schwiegereltern waren beide in der Bronx aufgewachsen, wo man Hühner praktisch nur im Suppentopf erlebte. Jetzt lernten sie Hühner ganz anders kennen. Weil Gretchen die Hühner selbst aufgezogen und wir sie in dieser Zeit beinahe täglich besucht hatten, kannten uns die Hühner nicht nur. Sie waren richtige Fans. Wenn die Ladies uns kommen sahen, stürmten sie auf uns zu und umringten uns, als wären wir die Beatles. Howards Vater machte das einen riesigen Spaß. Die Ladies dachten, dass wir ihnen Cottage Cheese brächten, was auch oft genug zutraf. Wenn sie damit fertig waren, wischten sie ihre bernsteinfarbenen Schnäbel am Boden ab, aber gern auch an meinen Hosen. Dann kehrten sie zum Käferjagen zurück und erzählten sich dabei ihre Abenteuer in munter gackernder Hühnersprache.

An den meisten Tagen durften die Ladies frei auf dem Grundstück herumlaufen, dessen Grenzen sie sehr genau kannten und im Gegensatz zu Christopher auch respektierten. Sie gingen nicht über die Straße, und sie hüpfen auch nicht über die Mauer zum Nachbarhaus, obwohl das gar nicht bewohnt war. Aber während der Operation *Pig Palace* beschränkten sie ihre Ausflüge fast gänzlich auf das Gebiet zwischen den Füßen Howards und seines Vaters. Die Ladies waren fasziniert von den blitzenden Nägeln. Sie

pickten danach und schienen sie fressen zu wollen. Auch die Werkzeuge der Männer interessierten sie sehr. Sie dachten wohl, der Sinn des Unternehmens bestünde darin, Regenwürmer für sie aus dem Boden zu graben. Sie beobachteten die Bauarbeiten aber nicht nur, sondern schienen sie auch unter sich zu erörtern und mit kritischen Kommentaren begleiten zu wollen. Ihr Interesse war so glaubwürdig, dass Howards Vater – sicher nicht der Typ, der mit Hühnern redet – sie am Ende direkt ansprach. »Ich bitte um Entschuldigung«, sagte er, wenn er sich bückte, um ein Brett hochzuheben, auf dem eine der Ladies stand. Oder er murmelte höflich: »Pardon«, wenn er seinen Fuß dahin stellen wollte, wo gerade zwei Hennen herumpickten. Es erstaunt daher nicht, dass schließlich nicht nur ein Schweinepalast, sondern auch noch ein Hühnerhaus gebaut wurde.

Als meine Schwiegereltern nach Long Island zurückfuhren, war der *Pig Palace* fertig, und das *Chicken Chalet* näherte sich ebenfalls der Vollendung. »Es war ein einmaliges Erlebnis«, sagte Howards Vater mit einem breiten Lächeln. Die Bezahlung war nicht besonders üppig gewesen: Rühreier, Gemüse-Lasagne und Apfelstrudel, aber dafür waren die Hühner weitaus aufmerksamer und interessierter als seine Bosse bei Sperry-Rand. Eine Schweinearbeit war zwar nichts Neues für ihn, aber diesmal war sie wenigstens für ein richtiges Schwein.

»Ist euer Christopher eigentlich intelligent?«, fragten die Leute uns häufig.

»Er ist jedenfalls schlauer als wir«, gaben Howard und ich dann bereitwillig zu. »Er hat Mittel und Wege gefun-

den, zwei gut ausgebildete Universitätsabsolventen kostenlos für sich arbeiten zu lassen.«

Selbst wenn wir nicht zu Hause waren, setzte unsere Knechtschaft sich fort. Wir sammelten ständig Essensreste für unser Schwein.

Natürlich hatten wir immer Trockenfutter zur Hand, das Chris auch gern fraß. Aber genau wie alle anderen Leute lieben Schweine die Abwechslung. Und genau wie unsere sparsamen Yankee-Nachbarn fanden wir es großartig, dass man Schweinen gutes Essen geben konnte, das sonst auf dem Müll landen würde. Wir hatten natürlich nicht so viele Schweine wie George und Mary und brauchten deshalb auch Makkaroni und Käse nicht tonnenweise aus einer Kantine. Aber es gab andere Quellen, die wir fleißig anzapften.

Da gab es zum Beispiel die Post. Unsere silberhaarige Poststellenverwalterin Patty Soucy war eine begabte Gärtnerin und Köchin. Sie sammelte ihre Broccolistrünke, ihre Melonen-, Kürbis- und Kartoffelschalen, und wenn der Eimer wieder mal voll war, brachte sie ihn mit in die Arbeit, damit Howard ihn mitnehmen konnte, wenn er zwei Kilometer weit in die Stadt fuhr und die tägliche Post bei ihr abholte. Bei schönem Wetter nutzte Patty gelegentlich ihre Mittagspause und brachte ihre Bioabfälle persönlich vorbei. Dann setzten wir uns alle zusammen an den Picknicktisch unter dem großen Silberhorn, um zu essen, während Chris seine Mahlzeit auf dem Schweineplateau einnahm.

Natürlich gab es auch Partys. Früher hasste ich Einladungen. Ich wusste nie, was ich sagen sollte. Persönlich

hätte ich eine Unterhaltung gern mit einer Bemerkung begonnen wie: »Die Zunge eines Blauwals wiegt manchmal genauso viel wie ein Elefant!« Aber eine solche Gesprächsöffnung führte unweigerlich dazu, dass Leute, die mich noch nicht kannten, sich rasch und unauffällig entfernten. Auch auf den Boden zu starren ist keine wirklich effiziente Strategie, um sich auf Partys zu amüsieren. Bei einem Empfang, der zu meinen Ehren veranstaltet wurde, weil ich irgendeine Auszeichnung erhalten hatte, starrte ich einmal so intensiv auf den Boden, dass die Leute mich fragten, ob ich etwas verloren hätte.

Aber jetzt hatte ich – dank Chris – eine Aufgabe. Endlich hatte ich ein Gesprächsthema, wenn ich auf einer Party herumstand.

Ich brauchte nicht einmal selbst davon anzufangen. Wenn wir neue Leute kennenlernten, sagte die Gastgeberin oft: »Das sind Sy und Howard. Die haben ein Schwein.«

Worauf natürlich prompt die Frage folgte: »Was für ein Schwein ist es denn?« Es gibt schließlich mehr als dreihundert verschiedene Schweinerassen auf der Welt, vom fetten *Poland China*, das in Ohio gezüchtet wurde, bis zum schlanken Yorkshire-Schwein aus England. Aus Neuseeland kommen die kleinen, gefügigen Kunekunes, die eine hübsche Wamme haben. Aus der alten Donaumonarchie kam das Schwalbenbauch-Mangalitzza-Wollschwein, dessen Fleisch für die ungarische Salami gebraucht wird. Wenn es um Chris ging, erklärte Howard immer höchst fachmännisch, es handle sich um ein *Hampshire Hill Hog*. Eine solche Rasse gibt es natürlich gar nicht. Es war nur ein Spitzname für die friedlichen Mischlinge, die George züchtete.

»Wie viel wiegt es denn?« Wir nannten die neueste Zahl.

»Lebt es im Haus?«

»Nein, aber da sieht es beinah so aus.«

Und irgendwann kam auch die Frage, auf die wir gewartet hatten: »Was frisst es denn so?«

An dieser Stelle fingen wir mit unseren subtilen Hinweisen an. »So viel es kann«, sagten wir und erklärten, was Christopher mochte und nicht mochte. Aus irgendeinem Grund ging er allen Zwiebelgewächsen sorgfältig aus dem Wege: Lauch, Schalotten und Knoblauch kamen ihm nicht in den Trog. Zitrusfrüchte verschmähte er gänzlich. Und Fleisch ließen wir ihn nicht fressen.

Schweine brauchen kein Fleisch. In freier Wildbahn werden Schweine zwar jeden Kadaver und jedes appetitliche Tier, das sich nicht wehren kann, auffressen. Aber sie gehen nicht auf die Jagd. Ihre Zähne, eine Mischung aus scharfen Schneidezähnen und breiten Backenzähnen, zeigen, dass Schweine genau wie wir echte Allesfresser sind und ein langes, glückliches Leben führen können, ohne je etwas anderes als Gemüse, Obst, Getreide, Nüsse, Bohnen und Wurzeln zu fressen – genau wie wir. Da Howard und ich kein Fleisch kaufen, haben wir natürlich auch keine Fleischreste in unseren Abfällen. Ich bat aber auch unsere Schweinefutter-Spender, aus ihren Essensresten jegliches Fleisch zu entfernen.

Warum? Nun, die Antwort ist einfach: Es ging um den Mist. Das mag manchem vielleicht als ungewöhnliches Thema für eine Party-Unterhaltung erscheinen, aber schließlich wohnen wir in New Hampshire. Fleisch, erklärte ich meinen atemlos lauschenden Zuhörern, ist der

Grund, warum Schweinekot nicht gut riecht. Vegetarischer Schweinekot riecht angenehm erdig. Die Konsistenz ist angenehm, und die Form erinnert an ein kleines Zopfbrot. Sobald man aber Fleisch füttert, fängt der Kot an zu stinken, er wird flüssig und klebrig und fällt durch die Zinken der Mistgabel. Er schädigt auch den Komposthaufen. Düngt man seine Tomaten etwa mit Hundekot? Natürlich nicht. Man nimmt Pferdeäpfel. Und vegetarischen Schweinemist kann man auch nehmen. Er ist reinstes Gartengold.

An diesem Punkt des Gesprächs fragte garantiert immer jemand: »Was werdet ihr mit dem Schwein machen?«

Das ärgerte mich. »Was machen Sie denn mit Ihrem Enkel?«, hätte ich gerne gefragt. »Der wiegt doch sicher auch schon fünfzig oder sechzig Pfund, oder?«

Aber Howard hielt mich zurück. »Wir schicken ihn an die Sorbonne«, sagte er.

Und dann erklärte er in aller Ruhe, dass ich Vegetarierin und er Jude sei und dass wir mal sehen wollten, wie lange so ein Schwein lebt. Da Christopher keinen Grund habe, uns zu misstrauen, sei er ein ungewöhnlich nettes, wohl-erzogenes und fröhliches Schwein.

»Er würde Ihnen sicher gefallen!«, versprochen wir munter. »Kommen Sie ihn doch mal besuchen! Und vergessen Sie nicht, Ihren Biomüll mitzubringen.«

Wir versprochen »eine Mahlzeit und eine Show«. Die Leute brachten Christopher die Mahlzeit, und die Show bestand darin, dass sie ihm beim Fressen zuschauen durften.

Wenn er noch in seinem Verschlag war, wenn die Be-

sucher eintrafen, war Christophers begeisterter Aufbruch der erste Akt. »Hallo, Schweinemann«, rief ich, »du hast Besuch!«

Christopher reagierte mit aufgeregtem, fröhlichem Gurren. Meine Ankündigung war ohnehin überflüssig. Etwaige Besucher und die mitgebrachten Essensreste hatte er längst gerochen. Wenn ich das Gatter aufmachte, schoss er wie eine quiekende, schwarz-weiße Kanonenkugel heraus. Mit dem mitgebrachten Eimer in der Hand rannte ich zum Schweineplateau. Dort schüttete ich ihm die Abfälle hin, und während er sie verputzte, befestigte ich das Halteseil an seinem Geschirr. Dann zogen wir uns alle ein paar Schritte zurück, bis wir außerhalb seiner Reichweite waren, und genossen das Schauspiel.

Wenn es ums Fressen ging, war Christopher ein Performance-Künstler.

Einem Schwein beim Fressen zuzuschauen ist höchst befriedigend für den Menschen. Selten kann man sich so an der Freude anderer freuen. Schweine sind wahrhaft fürs Fressen gemacht – schließlich wurden sie gezüchtet, um viel zu fressen und schnell fett zu werden. Unter allen Säugetieren sind Hausschweine die effektivsten, wenn es darum geht, pflanzliche Kost in Fleisch umzusetzen. Ein Ferkel kann zwei Kilo am Tag zunehmen. Aus drei Pfund Pflanzkost macht es ein Kilo Fleisch. Ein Kalb muss dagegen zehn Pfund fressen, um so viel zuzunehmen. Christopher fraß grunzend, schmatzend und schnaubend, mit der Begeisterung eines echten Gourmands und der natürlichen Anmut eines Athleten. Fressen war bei ihm nicht bloß die Nummer eins, es nahm vermutlich die ersten fünfzig Ränge



ein bei seinen Begierden. Was er wollte, war fressen, fressen und fressen ...

Wir Menschen dürfen unsere Nahrung nicht so genießen. Wer zu viel isst, wird rasch der Völlerei beschuldigt, und die Folgen – wenn wir den Zeitschriften glauben – sind verstopfte Arterien, formlose Kleider und Schuldgefühle. Für viele von uns ist Nahrung *der Feind*. Aber wenn Christopher fraß, schien er seine Lust und Lebenskraft an uns weiterzugeben. Es war ein göttlicher Anblick.

Es war daher nicht weiter erstaunlich, dass ihn viele Besucher von Hand füttern wollten. Auf diese Weise konnte man noch stärker Anteil an diesem Spaß nehmen. Lange Gegenstände waren das Beste: ein Baguette, das nicht mehr ganz frisch war, eine überreife Banane, zu groß gewordene Zucchini. Christopher biss zwar nicht, aber es war trotzdem ratsam, seine Finger nicht allzu nahe an seine gierigen Zähne zu bringen. Er riss ein schönes Stück ab, erwartete aber durchaus, dass man die Sachen nicht losließ. Er hatte zwar nichts dagegen, vom Boden zu essen, aber es gefiel ihm einfach, gefüttert zu werden.

Kleinere, runde Leckereien wie Äpfel und Muffins verfütterte man am besten, wenn er in seinem Verschlag war. Dann sperrte er nämlich sein Maul auf und man konnte sie von oben hineinwerfen wie einen Ball.

Der größte Teil seiner Nahrung war allerdings viel zu amorph oder matschig, als dass man ihn hätte von Hand füttern können. Er wurde in den Trog oder – im Freien – auch auf den Boden geschüttet. Der Laie denkt vielleicht, dass Schweine einfach alles in sich hineinschaufeln. Für Christopher galt das nicht. Wenn sich die Dinge im Eimer

nicht völlig vermischt hatten, konnte man genau sehen, dass er die Dinge, die er am liebsten mochte, zuerst fraß. Er hob sie geräuschvoll, aber durchaus wählerisch mit seinen Lippen auf: Pasta, Gebäck, Käse und Obst. Naschhaft war er von Kindheit an. Als Nächstes kamen Karotten, Mais, Getreide, Reis und Kartoffeln, besonders, wenn sie beim Kochen oder im Eimer eine stärkehaltige Soße entwickelt hatten. Als Letztes, aber durchaus noch schwungvoll, verputzte er den Grünkohl, Broccoli, Spinat und so weiter. Zwiebeln, Zitronen oder Orangenschalen ließ er stets unberührt. Wenn die Mahlzeit ungeschälte Eier enthielt, knackte er sie in seinem Maul und spuckte die Schalen dann sorgfältig aus.

Wenn ihm jemand etwas sehr Großes mitbrachte, was er nicht gleich zerkleinern konnte – einen Kürbis zum Beispiel –, dann packte er es, hob es auf und schüttelte es wie ein Hund einen Schuh. Es ist eine Tötungsgeste, die der »Beute« das Genick brechen soll. Und was geschieht, wenn die Nahrung noch größer ist? Einmal erhielten wir Besuch von einer Familie aus Saugus in Massachusetts, die uns eine riesige, über zehn Kilo schwere Wassermelone mitbrachte. Zufällig hatte meine Freundin Elizabeth Marshall Thomas, deren Steinzeit-Romane und anthropologische Studien große Bestseller waren, am nächsten Tag Geburtstag, und wir luden sie zusammen mit ihrer dreiundneunzigjährigen Mutter Lorna zu uns ein. Höhepunkt des Besuchs sollte wie immer die Schweinefütterung sein.

Christopher enttäuschte uns nicht. Er befand sich schon auf seiner Lieblingsbühne, als Liz und Lorna eintrafen. Lorna stützte sich auf ihren Stock, als sie zum Schweine-

plateau hinausstapfte. Ich holte die ausgehöhlte Melone aus der Küche und legte ihm das Riesending hin. Christopher biss voller Freude hinein. Grunzend hob er das grüne Monster hoch und schüttelte es. Die Stücke flogen in alle Richtungen wie Feuerwerkskörper. Mit jedem Biss floss süßer Saft und mischte sich mit seinem schaumigen Speichel wie rosa Champagner zu Neujahr. Und natürlich wurde das Schauspiel von festlichem Grunzen, Schmatzen und Schlürfen begleitet, der Tafelmusik eines glücklichen Schweins.

Es war ein Riesenerfolg.

Sowohl Liz als auch Lorna liebten Tiere unendlich. Liz hatte auf der ganzen Welt studiert, und im Lauf der Jahre hatten sie und ihr Ehemann Steve einen Kinkajou (einen südamerikanischen Waschbären mit Wickelschwanz), einen Dingo, ein Huskie-Team, zwei große Leguane und sechs verwaiste Opossums beherbergt. Gegenwärtig begnügten sie sich mit zwei Hunden und vier Katzen. Auch Lorna wäre dem Ehepaar mehr als willkommen gewesen, aber sie zog es vor, weiterhin in ihrem eigenen Haus zu wohnen, direkt gegenüber von Harvard. Sie wollte ihre bahnbrechende Arbeit über die Kultur der Buschmänner abschließen. Wenn sie ihre Tochter sehen wollte, setzte sie sich mit ihren dreiundneunzig Jahren einfach ins Auto. Die zweieinhalbstündige Fahrt nach New Hampshire schien ihr nichts auszumachen. Lorna liebte Tiere, und die Tiere liebten sie. Wenn Lorna zu uns ins Haus kam, flog unserer Nymphensittich immer gleich auf ihren Kopf und ritt wie eine bunte Mütze auf ihren schneeweißen Haaren.

Liz war von Anfang an eine von Christophers engsten

Freundinnen. Genau wie Gretchen musste sie uns bei allen Schweinefragen beraten. Es war Liz, die mir beibrachte, wie ich Christopher dazu bringen konnte, sich hinzulegen. Es funktionierte nicht immer – wenn er beim Fressen war, ließ er sich durch nichts auf der Welt davon abhalten. Aber wie Liz mir zeigte, wird praktisch jedes Schwein in die Knie gehen und sich lustvoll auf die Seite plumpsen lassen, wenn man es am Unterbauch in der Nähe der Nippel krault. Diese intime Zärtlichkeit ist praktisch für alle Säugetiere unwiderstehlich, erklärte mir Liz, vielleicht weil es sie daran erinnert, wie ihre Mütter sie saubergeleckt haben, als sie noch Babys waren. Später habe ich in einem Tierpark in Texas feststellen können, dass es sogar bei Nashörnern funktioniert.

Natürlich wollte Christopher, dass man überhaupt nicht mehr aufhörte, ihn zu kraulen, und das war tatsächlich auch sehr verlockend. Es gab kaum jemanden, der stärker auf solche Zuwendung reagierte, und seine Seligkeit war geradezu ansteckend.

»Gutes Schwein, braves Schwein, gutes Schwein«, säuselten wir, während wir ihn kraulten. Es war wie ein Schlaflied. »Gutes Schwein, gutes Schwein. Schönes Schwein, schönes, gutes Schwein.« Er grunzte im selben Rhythmus zurück und sank langsam in den Schlaf.

Das Bauchkraulen bildete immer das große Finale von Christophers Fress-Shows. Auch der Besuch von Liz und Lorna und die große Melonenschlacht endeten natürlich mit einer Streichel- und Kraul-Orgie.

Aber vorher machte Howard noch ein schönes Erinnerungsfoto. Wir bauten uns dem Alter nach auf: Christopher (1), ich (33), Liz (60) und Lorna (93).

»Immer dreißig Jahre Abstand«, sagte Liz.

»Genau«, sagte Lorna. »Vier Generationen.«

Es war wirklich fast wie ein Familienfoto. Wenn man mal davon absah, dass nur zwei von uns genetisch verwandt waren und der Jüngste einen Rüssel und einen haarigen Schwanz hatte.